

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

David Levithan

Letztendlich
geht es
nur um
dich roman

Aus dem Amerikanischen
von Martina Tichy

 | FJB



Erschienen bei FISCHER FJB

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel ›Another Day‹ bei Alfred A. Knopf,
einem Imprint von Random House Children's Books, New York
© David Levithan 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8414-2240-8

4. Kapitel

Ich bin ganz brav. Warte mit der neuerlichen Frage wegen Steves Party bis Freitag nach Schulschluss.

»Hör mir *bloß* auf«, lautet seine Antwort.

»Entschuldigung?«, frage ich. »Das ist doch wohl jetzt nicht dein Ernst.«

Er schüttelt den Kopf. »Sorry.«

Wir stehen vor meinem Spind. Er muss gleich zur Arbeit. Deshalb will ich das jetzt geklärt haben.

»Von den Leuten da kann ich mindestens die Hälfte nicht ab«, sagt er. »Aber solange du damit klarkommst, können wir von mir aus hingehen. Und wenn Steve und Stephanie aufeinander rumhacken, erwarte ja nicht von mir, dass ich ihn beruhige oder mit ihm nach draußen gehe oder dafür Sorge, dass sie ihn mit ihrem Rumgezicke nicht noch weiter in die Scheiße reitet. Ich will einfach nur meine Ruhe und was saufen.«

»Sie haben sich doch nur das eine Mal so gestritten!«, wende ich ein. Immerhin sind das unsere Freunde. Meistens benehmen sie sich ordentlich. Nur Tequila macht sie fies und gemein.

Er schnaubt. »Mann, Rhiannon – mach doch mal die Augen auf!«

»Du kannst auf der Party tun und lassen, was du willst«, sage ich. »Ich fahre. Okay?«

»Na gut, aber ich sag's dir klipp und klar – wenn ich mitgehe, lasse ich mich volllaufen.«

»Du hast mich gewarnt«, gebe ich zurück. »Ich weiß.«

Erst als ich am Samstagabend losfahre, um ihn abzuholen, frage ich mich, warum ich eigentlich so unbedingt zu dieser Party will.

Rebecca kommt schon mal nicht. Sie und Ben haben heute einen »Partnerabend«. Preston und seine beste Freundin Allie gehen Partys, die sie »gruselig« finden, tunlichst aus dem Weg. Und mit Stephanie bin ich zwar befreundet, aber ich muss zugeben, dass sie als Mittelpunkt einer Gesellschaft nicht unbedingt das beste Benehmen an den Tag legt.

Wahrscheinlich treibt mich hauptsächlich die Hoffnung an, dass sich, wenn wir zu der Party gehen, dort irgendwas Unerwartetes ergibt. Wer immer nur zu Hause rumhockt, hat keine Chance, was Neues zu erleben.

Bevor wir uns auf den Weg machen, holen wir uns noch eine Pizza. Seine Laune ist nicht die beste. [...]

Unterwegs frage ich Justin, ob er weiß, wer sonst noch kommt.

»Wen juckt das schon?«, fragt er. »Ist doch immer das Gleiche, egal wer da ist.«

Er ist offenbar nicht in Stimmung für irgendwelche Gesprä-

che, also bleibe ich still. Im Radio kommt ein Song, den ich mag, und ich singe mit. Justin sieht mich an, als wäre ich nicht mehr ganz dicht, und ich verstumme.

Als wir vor Steves Haus stehen, sagt er: »Du weißt ja, wo du mich findest« – sprich dort, wo der Alkohol ist. Ich habe den Wagen noch nicht verriegelt, da ist er schon auf und davon, als könnte das Bier alle sein, bevor er im Haus ist. Was grundsätzlich nicht ganz ausgeschlossen ist, wenn man an Steves letzte Party denkt.

Drinnen ist es voll. Schon jetzt scheint es überall von Menschen zu wimmeln. Manche sind mir unbekannt. Kurz laufe ich Stephanie über den Weg – sie quietscht los, umarmt mich und segelt dann weiter, zum nächsten Quietscher und zur nächsten Umarmung.

Ich sollte in die Küche gehen, mir einen Drink holen (nur einen) und an der Seite meines Freundes bleiben. Aber irgendwie zieht es mich in die andere Richtung. Steve wankt vorbei – offenbar hat er schon früh angefangen, sich die Kante zu geben. Ich sage »Hi«, und er sagt, ich solle mich ganz wie zu Hause fühlen. [...]

Hinter mir unterhält sich Tiffany Chase mit Demeka Miller. Ich gehe zu ihnen.

»Hi!«, brüllt Tiffany über die Musik hinweg.

»Ja, hi!«, kommt es von Demeka.

Das Problem ist – wie mir in dem Moment aufgeht –, ich weiß gar nicht, was ich mit den beiden reden soll. Beinahe hätte ich Tiffany erklärt, dass ich jetzt kapiere, warum sie so gern Leute in der Schule herumführt, aber das ist wohl nicht

das passende Thema für eine Party. Es würde sich anhören, als wäre ich gern so wie sie, was absolut nicht der Fall ist.

»Finde ich absolut super, deine Haare!«, sage ich zu Demeka. Sie hat sich neulich eine Strähne rot färben lassen.

»Danke!«

Tiffany und Demeka wechseln einen Blick. Ich bin eindeutig in ihre Unterhaltung geplatzt und fehl am Platz.

»Man sieht sich!«, sage ich schnell und verziehe mich, aber nicht allzu weit weg. Wieder der Gedanke, dass ich die Küche ansteuern sollte. Und wieder tue ich es nicht.

Neben dem Laptop liegen CDs, die vermutlich Steves Eltern gehören (keine Ahnung, wo die zwei momentan sind). Adele findet sich ziemlich weit oben. Da ich nichts Besseres zu tun habe, gehe ich die Alben durch. Dort finde ich Kelly Clarkson und denke an die Fahrt ans Meer. Und Fun, von denen wir auch eine Nummer gehört haben.

»Die Gruppe mag ich total«, sagt jemand zu mir und deutet auf die CD. »Du auch?«

Nanu, es hat mich jemand bemerkt? Der Junge, der mich angesprochen hat, wirkt total fehl am Platz – noch mehr als ich. Er trägt Jackett und Krawatte, als wollte er nach der Party gleich weiter zum Frühgottesdienst. Er sucht offenbar verzweifelt jemanden zum Reden, und gleichzeitig habe ich das eigenartige Gefühl, dass er einzig und allein mit mir reden will. Normalerweise würden da bei mir sofort die Alarmglocken schrillen, aber aus irgendeinem Grund beschließe ich, ihn nicht gleich abblitzen zu lassen.

»Ja«, sage ich. »Die finde ich auch richtig gut.«

Leise beginnt er »Carry On« zu singen – genau das Lied, zu dem Justin und ich im Auto mitgesungen haben. Das muss ein Zeichen sein. Wofür, weiß ich nicht genau.

»Den mag ich besonders«, sagt der Junge.

Merkwürdig. Irgendwas an ihm kommt mir unheimlich bekannt vor. Irgendwas in seinen Augen oder in der Art, wie er mich ansieht.

»Kenne ich dich?«, frage ich.

»Ich bin Nathan.«

Ich sage, dass ich Rhiannon heiße.

»Das ist ein schöner Name.« Klingt nicht nur so dahingesagt, wie »Finde ich absolut super, deine Haare.«

»Danke«, sage ich. »Früher fand ich ihn scheußlich, aber jetzt nicht mehr so.«

»Warum fandest du ihn scheußlich?«

»Weil er so schwer zu buchstabieren ist.« Und weil er so anders ist. Ich erzähle Nathan nicht, wie viel Kummer ich als Kind mit diesem sonderbaren Namen hatte, wie brennend ich mir wünschte, meine Eltern hätten mir etwas Leichteres mit auf den Weg gegeben.

Es lässt mir keine Ruhe, dass er mir so bekannt vorkommt. »Gehst du auch auf die Octavian?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein. Ich bin nur übers Wochenende hier. Besuche meinen Cousin.«

»Und wer ist dein Cousin?«

»Steve.«

»Ah, ja, dann ist das klar«, sage ich. Und dann geht es mir genauso wie vorher mit Tiffany und Demeka: Mir fällt beim

besten Willen nichts mehr ein, was ich noch sagen könnte. Klar, ich könnte Nathan fragen, wo er herkommt, wie lange er hier bleibt und warum er eine Krawatte trägt. Aber damit würde ich nur die Zeit füllen, bis Justin und ich wieder fahren, und das finde ich nicht fair.

Ich bin schon drauf und dran, den Stöpsel zu ziehen und dem Gespräch ein Ende zu machen. Aber da kommt etwas Überraschendes von Nathan.

»Ich hasse meinen Cousin.«

Skandal. Obwohl, nicht so richtig. Trotzdem möchte ich wissen, wieso.

»Ich hasse es, wie er mit Mädchen umgeht«, fährt er fort. »Und dass er denkt, mit solchen Partys könnte er sich seine Freunde kaufen. Er redet nur mit einem, wenn er etwas braucht. Ich hab das Gefühl, er ist überhaupt nicht fähig, jemanden zu lieben.«

Wow. Er scheint sein Urteil über Steve gefällt zu haben.

»Wieso bist du dann hier?«, frage ich.

»Weil ich sehen will, wie er sich blamiert. Wenn die Party hier von der Polizei geräumt wird – und das wird sie, falls es weiter so laut bleibt –, dann will ich das mit ansehen. Aus sicherer Entfernung natürlich.«

Der Junge glüht förmlich. Ein lustiger Anblick. Ich gieße Öl auf das Feuer.

»Und du meinst, er ist nicht fähig, Stephanie zu lieben?«, frage ich. »Sie gehen doch schon mehr als ein Jahr miteinander.«

»Das heißt doch nichts, oder? Ich meine, mit jemandem

mehr als ein Jahr zusammen zu sein *kann* bedeuten, dass man die Person liebt ... oder aber, dass man in etwas feststeckt.«

Feststeckt. Bescheuerter Ausdruck, aber mein erster Gedanke ist: *Stephanie steckt nicht halb so fest wie ich*. Was totaler Quatsch ist. Keine von uns beiden steckt fest.

Wie kommt er bloß darauf? Es klingt, als wüsste er, wovon er redet.

»Sprichst du aus Erfahrung?«, frage ich.

»Es gibt vieles, was dich an einer Beziehung festhalten lässt.« Sein Blick bittet mich fast schon flehentlich darum, zuzuhören. »Die Furcht vorm Alleinsein. Die Angst, das Leben über den Haufen zu werfen, in dem du dich eingerichtet hast. Der Entschluss, dich mit etwas zu begnügen, das okay ist, weil du nicht weißt, ob es noch besser werden kann. Oder vielleicht auch gegen alle Vernunft zu glauben, dass es schon noch besser werden wird, obwohl du weißt, dass es sich nicht ändern wird.«

»»Er?««

»Ja.«

»Verstehe.«

Er. Demnach gehört Nathan also zur Preston-Fraktion.

»»Er?«, frage ich zur Sicherheit nach.

»Ja.«

»Verstehe.« Vielleicht erklärt das, warum ich vom Gefühl her so offen zu ihm sein kann. Jungs, die hinter Jungs her sind, stellen für Mädchen keine Bedrohung dar.

»Ist das okay?«, fragt er einen Augenblick später.

»Absolut«, versichere ich ihm. Ob Steve davon weiß?

»Und du? Bist du mit jemandem zusammen?«

»Ja«, sage ich – und füge noch hinzu: »Seit mehr als einem Jahr.«

»Und warum seid ihr immer noch zusammen? Angst vorm Alleinsein? Beschluss, sich zu begnügen? Glaube gegen alle Vernunft, dass er sich ändern wird?«

Ha. So einfach ist die Sache nicht, aber das werde ich ihm nicht auf die Nase binden. Also sage ich: »Ja. Ja. Und ja.«

»Also ...«

»Aber er kann auch unglaublich süß sein. Und ich weiß, dass ich ihm ganz tief drinnen sehr viel bedeute.«

Nathans Augen lassen mich nicht los. »Ganz tief drinnen? Das klingt für mich nach Sichbegnügen. Man sollte nicht ganz tief tauchen müssen, um Liebe zu finden.«

Schluss jetzt. Ich kenne dich doch gar nicht. Stopp.

Es ist, als hörte ich Justins Stimme in meinem Kopf und nicht meine eigene.

»Reden wir über was anderes, okay? Das ist kein gutes Thema für eine Party. Ich fand's schöner, als du mir was vorgesungen hast.«

Auf einmal steht Justin in der Tür, mit einem Bier in der Hand. Er lässt den Blick durch den Raum wandern, entdeckt mich, guckt kurz erfreut, sieht dann, dass ich mit einem Typen rede, und guckt ein bisschen weniger erfreut. [...]

»Sollen wir runtergehen und auch tanzen?«

»Sonst noch was? Ich bin doch nicht zum Tanzen hier. Ich will mich *besaufen*.«

»Wie reizend«, sage ich. Wieso habe ich ihn überhaupt gefragt? Dann geht mir auf, dass ich noch eine Option habe. »Ist es okay, wenn ich mit Nathan tanzen gehe?«

Er mustert noch einmal Nathans Krawatte und sein Jackett. »Bist du sicher, dass er schwul ist?«

»Ich singe dir gern ein paar Evergreens vor, wenn du Beweise brauchst«, bietet Nathan an.

Justin klopf ihm auf den Rücken. »Nee, Alter, das lass mal schön bleiben, okay? Geht tanzen.«

Dann hebt er sein Bier zum Gruß und verschwindet wieder Richtung Küche.

»Du musst nicht, wenn du nicht willst«, sage ich zu Nathan. Ich persönlich würde mich nicht darum reißen, mit jemandem zu tanzen, den ich gar nicht kenne, daher kann ich kaum von ihm erwarten, dass er in Begeisterungstürme ausbricht.

Doch er sagt: »Ich will aber. Unbedingt.«

Keine Ahnung wieso, aber irgendwie wirkt es überzeugend. Also gehe ich voran Richtung Keller. Da unten herrscht eine andere Sorte von Lärm – Tanzlärm. Typisch Stephanie: Sämtliche Lichter sind durch rote Glühbirnen ersetzt. Man fühlt sich wie im Inneren eines wild pulsenden Herzens. [...]

Ich hätte gedacht, Nathan würde sich sofort ins Tanzgewühl stürzen – vielleicht weil er gesagt hat, dass er schwul ist. Aber er sieht irgendwie leicht verschreckt aus. Kein Wunder, bei lauter Fremden um sich herum. Und zu diesen Fremden gehöre auch ich, obwohl es mir nicht so vorkommt. Ich habe ihn hier hinuntergelotst, also muss ich dafür sorgen, dass er sich wohl fühlt. Tanzen, denke ich, ist eigentlich nur eine andere

Art von Mitsingen, darum muss ich ihn nur dazu bringen, mitzusingen, so wie er es oben getan hat, zu dem Song, der gar nicht lief.

Er gerät ins Schwanken, eingekeilt zwischen all den Leuten um uns herum und dem Platz, den sie einnehmen. Ich versuche, das nicht weiter zu beachten und mich nur auf ihn und die Musik zu konzentrieren. Ich schaffe einen Raum und ziehe Nathan mit hinein. Und es funktioniert. Ich spüre es. Unsere Augen finden zusammen. Unser Lächeln findet zusammen. Der Song. Der Song übernimmt die Führung. Der Song sagt uns, wie wir uns bewegen sollen. Der Song lenkt Nathans Hände zu meinem Rücken, meiner Taille. Der Song erzeugt die Hitze und leitet sie an unsere Körper weiter. Der Song zieht mich näher heran. Der Song und Nathans Augen.

Dann ein neuer Song. Nathan singt mit, und das macht mich glücklich. Alles hier macht mich glücklich – so losgelöst zu sein, in einem so vollgepackten Raum. Keinen Justin um mich zu haben, der mich hierhin und dahin zerrt. Alles loszulassen.

»Du bist gar nicht schlecht!«, schreie ich Nathan zu.

»Du bist der Hammer!«, schreit er zurück.

Weitere Songs treiben durch das Rot. Körper kommen und gehen. Niemand ruft meinen Namen. Niemand braucht mich oder will etwas von mir.

Ich verliere das Gefühl. Für die Zeit. Für das, was ich denke. Dafür, wo ich bin und wer ich bin. Ich verliere sogar das Gefühl für den Song, für alles außer dem Jungen mit der Krawatte mir gegenüber, der ebenfalls ganz aus sich herausgeht. Das sehe ich, und ich muss es schließlich wissen.

Dann ist alles zu Ende. Der Song bricht mittendrin ab. Ich fühle mich wie eine Zeichentrickfigur, die sich noch ein paar Sekunden in der Luft hält, dann runterschaut und abstürzt. Die normalen Lichter gehen an – sie waren die ganze Zeit ebenfalls da, neben den roten. Ich höre Stephanie rufen, dass die Party vorbei ist, weil die Nachbarn die Bullen gerufen haben.

Obwohl es nicht meine Schuld ist, verspüre ich das Bedürfnis, mich bei Nathan zu entschuldigen. Weil es vorbei ist.

»Ich muss nachschauen, wo Justin ist«, sage ich zu ihm. »Kommst du allein zurecht?«

Er nickt. »Hör mal«, sagt er. Seine Finger liegen noch immer auf meinem Handgelenk. »Fändest du es komisch, wenn ich dich nach deiner E-Mail-Adresse frage?«

Erst jetzt, wo er so fragt, kommt mir die Idee, dass es komisch sein könnte.

»Keine Sorge«, setzt er hinzu. »Ich bin immer noch hundertprozentig homosexuell.«

»Wie blöd«, sage ich. Und bevor das Flirt-Girl in mir sich noch mehr zum Affen machen kann, gebe ich ihm meine E-Mail-Adresse, lasse mir von ihm seinen Stift geben und schreibe mir seine E-Mail-Adresse auf eine Quittung.

Der Keller ist praktisch leer, und aus der Ferne sind Sirenen zu hören. Stephanie erzählt keine Märchen – wir müssen wirklich von hier weg.

»Es wird Zeit«, sage ich. Wir sind beide noch in dem Raum, den wir erschaffen haben, und wollen ihn nicht verlassen, auch wenn die Lichter an sind.

»Du lässt deinen Freund aber nicht ans Steuer, oder?«, fragt Nathan.

»Süß von dir«, sage ich. »Nein. Den Schlüssel gebe ich nicht aus der Hand.«

Oben an der Treppe herrscht heilloses Durcheinander, und wir werden getrennt, bevor wir uns verabschieden können. Justin ist nicht in der Küche, woraus ich folgere, dass er schon zum Auto gegangen ist. Und richtig, da tigert er auf und ab und wartet auf mich.

»Wo warst du?«, knurrt er, während ich die Zentralverriegelung aufhebe.

»Im Keller«, sage ich, als wir im Wagen sitzen. »Das wusstest du doch.«

Er flucht ein bisschen vor sich hin, aber das gilt den Bullen und nicht mir. Ich fahre los; ein Glück, dass wir nicht auf der Zufahrt geparkt haben, wo das reinste Chaos herrscht. [...]

Ich warte ein paar Minuten. Dann kommt im Radio ein Song, den ich mag, und ich singe mit.

Justin schnarcht. Ich hoffe, dass Nathan gut von der Party weggekommen ist.

5. Kapitel

Am Sonntag muss Justin nicht arbeiten, darum hoffe ich, dass wir wenigstens ein bisschen zusammen abhängen können. Doch dann wird er erst um eins wach, und nach seinen SMS zu urteilen, ist er in mieser Verfassung. Ich biete ihm an, vorbeizukommen und ihm eine Katerkur ganz nach seinem Wunsch zu verpassen. Er schreibt zwei Stunden später zurück, dass er heute nicht mehr schafft als zu schlafen. [...]

Ohne Justin ist mein Tag leer. Meine Mutter fragt, ob ich Lust habe, mit ihr zum Lebensmittelladen zu fahren, aber wenn ich das tue, will ich wieder bloß lauter Sachen einkaufen, die ich nicht essen sollte. Mein Dad sitzt am Computer und arbeitet, um für unser Wohl zu sorgen. Ich überlege, ob ich diesem Nathan von gestern Abend eine Mail schicken soll, aber der Gedanke verfliegt. Vermutlich sehe ich den Knaben nie wieder. Was auch immer wir da gemeinsam erlebt haben, ist vorbei – das war von Anfang an klar. [...]

In meinem Zimmer checke ich die Mails auf meinem Handy. Zu meiner Überraschung ist eine Nachricht von Nathan dabei.

Hi Rhiannon,

wollte nur sagen, dass ich es echt schön fand, dich kennenzulernen und gestern Abend mit dir zu tanzen. Tut mir leid, dass die Polizei dazwischengekommen ist. Auch wenn du vom Geschlecht her nicht mein Typ bist, als Person bist du es auf jeden Fall. Bitte lass von dir hören.

N.

Ich muss lächeln. Das ist so ... *nett*. Ob er Single ist? Ich kann mir nicht vorstellen, dass Preston von ihm begeistert wäre. Er steht auf Typen, die sich cool anziehen. Oder wenigstens keine Krawatte auf Partys tragen.

Und dann das von wegen, dass ich als Person auf jeden Fall sein Typ bin. Was heißt das genau? Wo führt uns das hin?

Schnauze, befehle ich mir. Ein netter Kerl will einfach freundlich zu mir sein, und ich denke sofort: *Wieso soll ich mich weiter damit abgeben?* Mit mir stimmt ernsthaft was nicht. Er ist einfach ein netter Kerl, und weiter nichts.

Ich drücke auf *Antworten*, weiß aber nicht, was ich schreiben soll. Irgendeine Ausrede, warum ich nicht zuerst geschrieben habe – der Zettel mit Nathans E-Mail-Adresse steckt unter Garantie noch in meiner Tasche. Und am besten soll es so klingen, als bekäme ich alle Tage solche Mails.

Komisch – aus dem, was ich schreibe, klingt eine andere Rhiannon heraus als die normale.

Sie klingt, als hätte sie Mordsspaß.

Nathan!

Ich bin so froh, dass du mir gemailt hast, weil ich nämlich den Zettel verloren habe, auf dem ich mir deine Adresse notiert hatte. Ich fand's auch echt toll, mit dir zu reden und zu tanzen. Wie konnte die Polizei es wagen, uns dazwischenzufunken! Du bist als Person auch voll mein Typ. Selbst wenn du nicht an Beziehungen glaubst, die länger als ein Jahr halten. (Wobei ich damit nicht sagen will, dass du verkehrt liegst. Das Urteil steht noch aus.)

Ich hätte nie gedacht, dass ich so was sage, aber ich hoffe, Steve macht bald wieder eine Party. Und sei es nur, damit du ihr böses Ende mit ansehen kannst.

Liebe Grüße,
Rhiannon

Ich weiß nicht, warum genau ich »Liebe Grüße« schreibe. Es ist eben das, was ich immer schreibe. Alles andere kommt mir kalt vor.

Aber jetzt mache ich mir Sorgen, dass ich mich anhöre, als ob ich es nötig hätte. Nicht in dem Sinn wie mit Justin. Einfach nur begierig auf ... das, was als Nächstes kommt.

Nach dem Versenden macht sich die Leere wieder breit, ich bin zurück in meinem Tag. Vielleicht heißt Alleinsein eigentlich das: festzustellen, wie winzig die eigene Welt ist, und nicht zu wissen, wo man sonst hinsoll.

Ich gehe auf Facebook. Lese Blogbeiträge auf Gawker. Sehe mir ein paar Musikvideos auf Youtube an, auch den Song von

Fun, der an dem Tag mit Justin lief und bei dem Nathan jetzt auch mitgesungen hat. Dabei komme ich mir selbst blöd vor. Nathan würde es nicht blöd finden, da bin ich mir irgendwie sicher. Justin dagegen schon. Ich habe ihn mal gefragt, ob wir einen besonderen Song hätten, so wie die meisten Pärchen. Er meinte, er hätte keinen blassen Schimmer und wüsste auch nicht, wozu das gut sein sollte.

Ich habe mir damals gesagt, dass er recht hat. Wir brauchten keinen Song. Jeder Song kann unserer sein.

Aber jetzt will ich einen. Es reicht nicht mehr, dass jeder Song mich dazu bringen kann, an ihn zu denken.

Ich will einen, nur einen, bei dem er an mich denkt.